

Alpenpflanzen in der Volksheilkunde.

Von *Ludwig Kroeber.*

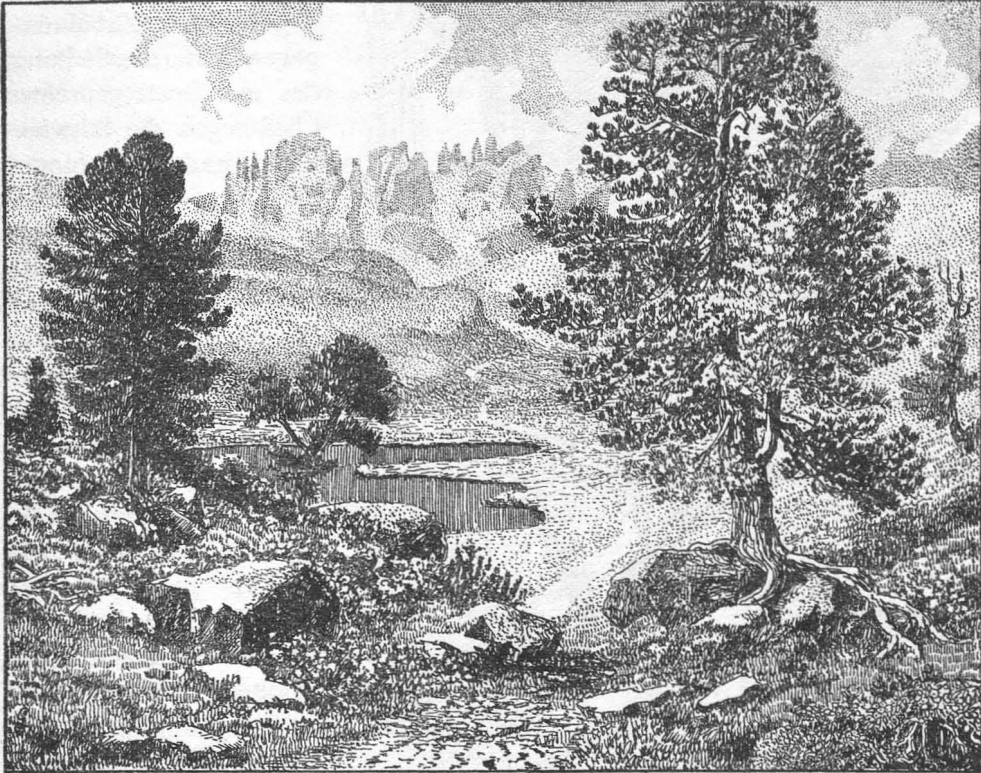
(Fortsetzung von Jahrbuch Bd. I S. 18/37.)

7. Zirbel-Kiefer, Zirbe, Arve — *Pinus Cembra* L.

An der Grenze des Bergwaldes, da, wo der geschlossene Baumbestand, fast nur noch aus Fichten bestehend, sich lichtet und einer ‚Parklandschaft‘ Platz macht, d. h. einer Matte mit einzelstehenden großen und kleinen Bäumen und Sträuchern — da ist die Region der ‚Wetterbäume‘. Wahrlich mit Fug und Recht nennt man diese Region auch die ‚Kampfregion‘; denn alles hier spricht von dem schweren Ringen ums Dasein, das die Bäume hier Tag für Tag bestehen müssen. An der Windseite fehlen ihnen die Äste: der Wind hat sie gedörft, der Sturm hat sie gebrochen, und nur kurze, rauhe Stümpfe starren an ihrer Stelle. Der Gipfel fehlt. Was noch an grünen Zweigen vorhanden ist, ist spärlich benadelt. Oder der ganze Baum ist tot: silberweiß oder eisengrau steht sein zerhauener, zeretzter Leichnam zwischen den jüngeren, noch glücklicheren Brüdern; jahrzehntelang trotz sein stahlhartes, der Rinde beraubtes Skelett dem Sturm, Schnee und Gewitter. Bis er sich eines Tages doch zu Boden legt und, ein seltenes und schönes Schicksal, dort stirbt, wo er geboren war und seinen Leib wieder zu der Erde mengt, die ihn trug“ (v. Bronsart). So sehen wir die „Zeder unserer Alpen“ auf verlorenem Posten in Gesellschaft mit der Lärche die Baumgrenze bilden, die einstmals wohl etwa 200 Meter höher gelegen war. Im Kampfe ums Dasein umklammern ihre Wurzeln den nackten Fels, sich dergestalt verankernd wider Wetter und Sturm, Schnee und Steinlawinen. Wie anders zeigt sich hingegen der stattliche, bis zu 20 Meter hohe Baum mit tief herabgehender Belastung, in der Jugend glatter, brauner, später graubrauner und querrissiger Rinde, mit in der Jugend rotgelben, filzigen Trieben und regelmäßiger kegelförmiger Krone, die im Alter zumeist mehrwipfelig wird, dort, wo er in der Höhe von 1600 bis 2500 Meter im Windschatten besonders auf tonhaltiger Unterlage noch größere geschlossene Bestände bildet. Der in früheren Jahrhunderten insbesondere durch die Salinen betriebene Raubbau, die ausgedehnte Verwendung des rötlich-gelben, harzfreien, weichen und wohlriechenden Holzes von außerordentlich feiner Struktur und regelmäßigen Jahresringen zur Herstellung von Wandtäfelungen, Möbeln, Schindeln, Schnitzereien u. a. haben neben

gelegentlichen verheerenden Waldbränden diese nunmehr so sehr gelichtet, daß sich zu ihrer Erhaltung gesetzgeberische Maßnahmen als notwendig erwiesen haben.

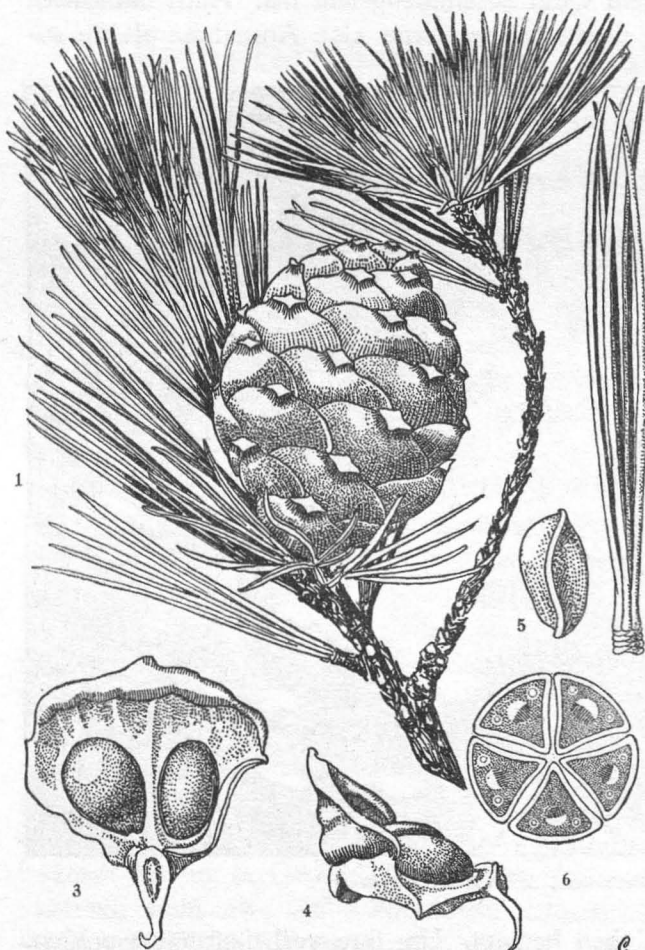
Die Zirbe oder Arve bildet die einzige europäische *Pinus*-Art, die ihre langen, starren, dreikantigen, dunkelgrünen Nadeln mit weißlichen Längsstreifen meist zu fünf in einem Quirl zusammengefaßt hat. Auch hinsichtlich der Blüte und Fruktifikation macht sie insoferne eine Ausnahme als sie zu-



Zirbelkiefern, Arven (*Pinus Cembra*).

meist erst im 60. Jahre zu blühen beginnt. Um ihre verhältnismäßig großen, schweren, ungeflügelten mattbraunen, stumpfkantigen Samen vor vollendeter Reife unzeitigen Zugriffen der Tannenhäher und Eichhörnchen zu entziehen, schließt sie diese in die ungemein harzreichen Schuppen der kurzgestielten, anfangs violetten, später zimtbraunen Zapfen ein, die erst nach der Samenreife trocknend durch Trennung der bis dorthin verklebten Schuppen die Samen frei geben. Wohl-
schmeckend und ungemein reich an Nährstoffen, werden diese eine Beute von Menschen und Tieren, die sie dabei verschleppen und dadurch die Verpflanzung der Zirbe auf Felsbänder und Zinnen bewirken, wohin der schwere, ungeflügelte Same außerdem niemals gelangen würde. In vielen Gegenden von Rußland und Sibirien, wo die Zirbe wie im Ural häufig ist bilden die Samen, die zur

Hälfte ihres Gewichtes beim Auspressen ein goldgelbes, trocknendes, leicht ranzendes Öl von angenehmem und mildem Geschmacke liefern, ein weitverbreitetes Genußmittel. Aus den jungen Zweigen gewinnt man durch Destillation den karpatischen oder ungarischen Terpentin (Riga- bzw. Karpaten-Balsam).



Zirbelkiefer, Arve (*Pinus Cembra*).

1. Zweig mit Zapfen. 2. Kurztrieb mit 5 Nadeln. 3. Zapfenschuppe von Innen. 4. Zapfenschuppe (Seite). 5. Same. 6. Samenquerschnitt.

Daß die heute noch geübte volksmedizinische Verwendung der in Milch abgekochten Zirbelnüsse gegen Harnverhaltung, des aus ihnen gepreßten Öles gegen die Schwindsucht und der jungen Sprößlinge gegen Skorbut auf eine uralte Überlieferung zurückgeht, erhellt u. a. aus der Belegstelle im New Kreuterbuch (Prag 1563) von P. A. Matthiolum, dem Leibarzte Kaiser Ferdinands I., der sich folgendermaßen zum Ruhme der Arzneiwirkung der Zirbe hören läßt: „Die grünen Zirbeln / ehe dann sie holzherdte werden / zerstoßen / in süßem wein gesotten / vnd täglich acht lot darvon getruncken / hilfft wider den alten husten / vnd schwindsucht. Das gebrandt wasser von disen Zirbeln tilget auß die runtlen im angesicht / lest die brüste nicht groß wachsen / so man leine

tüchle darein netzet / vnd oft aufflegt. Treibt widerumb hinein die außfallende mutter / vnd macht das gemach enger / damit gewaschen. Die Zirbelnüsse werden am meysten gebraucht / seindt temperirt / ein wenig zu der wärme geneigt. Haben auch am geschmack eine geringe schärpfte / derhalben soll man sie einwässern / sänfftigen also desto besser / mit einer sittiglichen zusammenziehung / geben dem leib gutte narung / bekommen wol den menschen / so stets husten / oder in die schwindsucht zu fallen sich besorgen. Stercken

vnd erwärmen die natur / für sich selbs / oder mit zucker gessen. Zirbelnüssen gessen oder auch mit süßen wein eingenommen / vnd darzu gethan geschelte Melaunkernen / bewegen den harn / stillen das hitzige vnd tröpfliche harnen. Das öl von Zirbelnüssen gemacht ist fast köstlich für den halben schlag oder tropfen / die beschädigte glider darmit warm gesalbt. Das weiß / wolriechend vnd vilnutzbar hart / wärmet / zerteylt / reinigt die geschwäre vnd wunden / so man zu den pflastern mischet“.

Hieronymus Bock, der sich ausdrücklich auf Dioskorides, den großen medizinischen Schriftsteller des ersten nachchristlichen Jahrhunderts als seinen Gewährsmann beruft, weiß außerdem in seinem Kreutterbuch (Straßburg 1577) noch von der Kraft und Wirkung der Zirbe zu berichten: „Zirbelnüsslein mit Burgel safft genossen / heylen den Hitzigen versehrten Magen / stercken die krafft der natur / vñ demffen die hitzige böse feuchtigkeit. Die mittelst rinden zerstoßen / vnnd getruncken / stopffen den Bauch / vnd bewegen den Harn. Des laubs oder auch der rinden / eines quintē schwär mit Honig wasser / oder für sich selbs eingenommen / soll den Lebersüchtigen nützlich sein.

Die Bezeichnung Cembra leitet sich von dem italienischen Namen der Zirbelkiefer: cembro-gembro ab. Dagegen besteht hinsichtlich der Deutung des Namens „Arve“ noch keine Sicherheit; im Mittelhochdeutschen bedeutet „arf“ = „Wurfspeer“. Der Benennung „Zirbel“ liegt das mittelhochdeutsche „wirbel“, das althochdeutsche „zerben“ = sich drehen mit Bezug auf die Art der Anordnung der Zapfenschuppen zugrunde.

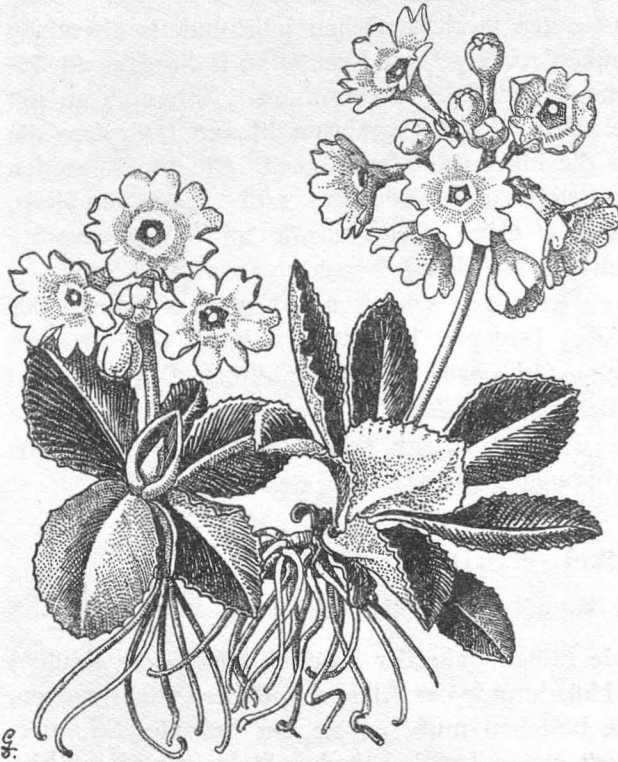
8. Alpen-Aurikel — *Primula Auricula* L.

(Gamsbleaml, gelber Speik, Bärenöhrli, Patenigl, Platening, Petergstamm.)

„Die schwer zu erobernde Blütendolde der Aurikel bildet dem Rautenstock gleich den beliebtesten Hutschmuck des Älplers und der Gefahr wegen, welche der Pflückende um sie bestehen muß, ist sie ein beliebtes Schmuckmittel der Mädchen, welche mit einem fast diabolischen Stolze die oft mit Blut befleckten an ihrem Busen, hinter dem Ohr oder auf dem Hute tragen. Im ganzen Gebirge gibts kein halbwegs sauberes Diandl, das nicht an seinem Kammerfenster einen Aurikelstock, keine halbwegs schmutzige Kellnerin, die nicht in einem Branntweinglase vor ihrem Nähzeug eine üppige Dolde stehen hat. Kein Geschenk vom Geliebten ist willkommener.

In Unterwalden (Schweiz) erzählt man sich, der höllische Menschenfeind sei es, der die Aurikeln an die steilen wilden Felsen hinaufgepflanzt habe und sie dem von unten auf Betrachtenden aus der Ferne noch viel einladender vormalte, als selbe in Wirklichkeit seien. So verlockt sie der Satan selbst zu fast sicherem Tode — und die Eltern unterließen nicht, ihre Söhne ernstlich darüber zu belehren, auf daß sie nicht durch den falschen Zauber geblendet, in Gefahr kommen. Kühne Jünglinge wählten die goldig Prangende gern

als Unterpfand einer herzhaften Liebe und zwischen Jäger und Diandl gabs innige ‚Auricular-Konfessionen‘. Aber auch das Heiligtum in der Kirche zierte man gern und dankbar mit der Felsenblume und Lütolf schreibt: Der Kirchgang Iberg behauptet bei allen feierlichen Kreuztrachten den Vorrang. Sie pflegen das Kreuz und die Fahne mit einem Kranze von Flußblumen (Aurikel) zu schmücken, zum Zeichen und Andenken, daß diese Christengemeinde anfangs in den hohen Bergen und wildesten Alpen bestanden habe“. (von Dalla Torre).



Aurikel (*Primula auricula*).

Die ausdauernde, 5—25 cm hohe, mit kurzen, farblosen Drüsenhaaren bedeckte, in der Regel mehlig bestäubte Aurikel mit kräftigem Wurzelstock und dickfleischigen, grau- bis dunkelgrünen, rundlichen oder eiförmigen, ganzrandigen, zuweilen vorne gezähnelten Blättern ist eine Charakterpflanze für den oberflächlich trockenen Kalkfels, wo der Wachsüberzug und der Schleimgehalt der Blätter als Schutz gegen die Verdunstung wirken, so daß die durch ihre leuchtenden, goldgelben, wohlriechenden Blüten (Mai-Juli) den Bergwanderer entzückende Pflanze auch bei lang anhaltender Trockenheit sich zu behaupten

vermag. Ungemein veränderlich in ihrer Form erstreckt sich ihr Verbreitungsgebiet vom Fuße der Berge über die subalpine Zone, ihrem hauptsächlichsten Vorkommen, bis zu einer Höhe von 2500 m in den Hochalpen, von denen sie aber gelegentlich den Flußläufen folgend ins Vorland (Isar- und Loisachtal) herabsteigt. Während sie sich vor den Nachstellungen der Tiere dadurch zu schützen weiß, daß ihre Blätter den gleichen, die sie befruchtenden Insekten anlockenden Duft wie die Blüten besitzen — ein verhältnismäßig selten vorkommender Fall — erscheint sie durch das Zutun der Menschen in ihrem Bestande bereits soweit gefährdet, daß sie für das bayerische Staatsgebiet dem gesetzlichen Schutze unterstellt werden mußte. Nachdem sie durch Clusius, den

Botaniker am Wiener Hofe, zusammen mit der rotblühenden *Primula pubescens*, die als ein Bastard der *Primula auricula* mit der *Primula hirsuta* anzusehen ist, im Jahre 1582 in Kultur genommen war, wurde sie alsbald so sehr zur Modeblume, daß man am Ausgange des 17. Jahrhunderts schon über 1000 Spielarten der Gartenaurikel zählte. Ihrem Beinamen „Auricula“ liegt die Verkleinerungsform des lateinischen „auris“ Ohr nach der Gestalt der an ein Ohr erinnernden Blätter zugrunde. In alten Kräuterbüchern erscheint sie als *Auricula ursi* d. i. Bärenohr.

Von der Kraft und Wirkung des „Bärsanikel“ (*Auricula ursi*) schreibt P. A. Matthiolus in seinem zu Prag im Jahre 1563 erschienenen *New-Kreuterbuch*: „Die natur dieses krauts ist kalt vnd trucken / zeucht zusammen vnd stopfft. Hat großlob zu allen wunden / brüchen / blutgang / vnd anderen vberschwencklichen flüssen / wie die seyn mögen / in aller massen gebrauch / eußerlich vnd innerlich, Das stolze frawenzimmer lest jnen allein die ausgerupfte blümlein distillieren / zuuor mit wein befeuchtet. Mit solchem wasser waschen sie jr antlitz / in hoffnung / es sollen alle flecken / masen / sprenkel / vnd dergleichen / durch tägliche nätzung daruon vergehen“.

Bei J. Th. Tabernaemontanus (*Kräuter-Buch*, Basel 1736) lesen wir: „Es schreibet Gesnerus, daß das mit den gelben Blumen / in Wein gethan ihm ein sondern guten Geruch gebe. Item daß es wider das Zahnwehe / so von kalten Flüssen verursacht / gut seye wann mans wol zerbeisse: dero wegen es auch dem kalten Hautb und Nerven gut sey. Der ausgedruckte Safft wird in die faulen Schäden gethan / welcher auch die zerschrundene Haut von der Kälte gar bald heilet. Die Jäger in hohen Gebürgen brauchen die Wurtzel wider den Schwindel / derwegen sie es Schwindelkraut und Krafft-kraut nennen.“

Hier spielt ersichtlich die von Paracelsus, einem Zeitgenossen Martin Luthers, zum Systeme erhobene „Signatura rerum“ d. h. die Lehre „Der liebe Gott hat jegliche Pflanze gezeichnet, wozu sie gut ist“ mit herein. Die auf schwindelerregenden Felsenbändern wachsende Aurikel mußte eben aus diesem Grunde gegen den Schwindel Schutz verleihen.

Die bei Valentinus (*Kräuter-Buch*, Franckforth am Mayn 1719) sich findende Stelle: „*Auricula ursi* wird in Italien auch von denjenigen Mägdlein gebraucht / welche sich vor Jungfern ausgeben und nicht sind“, vermag an dieser Stelle nicht näher gedeutet zu werden.

Ein alter Volksglaube läßt das Schwindelkraut in der Auffahrtswoche während des Mittagläutens gegen das Hinfallende (Epilepsie) sammeln.

Nach H. Schulz wird die Aurikel auch noch heutigen Tages als Mittel gegen Kopfschmerzen, Schwindelanfälle, Husten, Lungentuberkulose und Hautschäden (Wunden) viel gesammelt und gebraucht. Ihre Blüten gelten dem Volke als blutreinigend.

Diese uralte empirische d. i. lediglich auf Erfahrung und Beobachtung beruhende volkstümliche medizinische Verwendung der Aurikel hat in unseren

Tagen insoferne ihre nachträgliche wissenschaftliche Rechtfertigung gefunden als die Aurikel wie alle Schlüsselblumengewächse zu den sogenannten Saponindrogen zählt. Ihre chemischen Inhaltsstoffe — die Saponine — wirken aber durch Anregung der gesamten Körperdrüsentätigkeit im Sinne eines beschleunigten Stoffwechsels. Dazu gesellt sich die schleimverflüssigende und damit den Auswurf fördernde Eigenschaft dieser, die obendrein eine spezifische Affinität zur Hauttätigkeit zu besitzen scheinen. Saponinpflanzen sind daher zu allen Zeiten und bei allen Völkern die bevorzugten „Blutreinigungsmittel“ und Wunddrogen gewesen. Da die weit verbreitete Schlüsselblume unserer Wiesen den gleichen Zweck erfüllt, besteht keine Veranlassung zu Raubzügen gegen die ihrem Bestande ernstlich gefährdete Alpen-Aurikel.

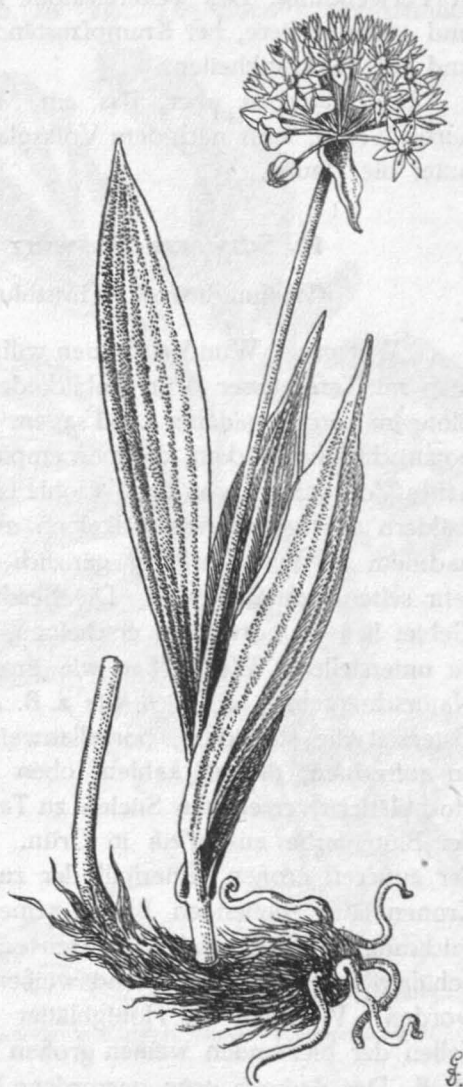
9. Allermannsharnisch — *Allium Victorialis* L.

(Siegwurz, Glücksmännlein, Neunhäuterwurz, Alpenknoblauch.)

Ein geradezu klassisches Beispiel für die von dem großen ärztlichen Reformator Paracelsus zu Beginn des 16. Jahrhunderts zum Systeme erhobene Lehre von der „Signatura rerum“, die auf Grund äußerer Merkmale wie Form, Farbe, Geruch, Vorkommen u. a. auf die den Pflanzen und Mineralien innewohnenden arzneilichen Wirkungen ihre Schlüsse zieht, bietet sich im Allermannsharnisch-Alpenknoblauch, eine in den Alpen und Voralpen an steinig, kräuterreichen Stellen oder auf gedüngten Wiesen, gerne auch unter Legföhren in einer Höhe von 1400 bis 2400 Meter sich vorfindende Pflanze aus der Familie der Liliaceen. Ihr runder, aufrechter, 30 bis 60 cm hoher, unter der Mitte 2 bis 3 breitlanzettliche Laubblätter tragender Stengel endet mit einer vielblütigen lockeren, kugeligen Scheindolde, die sich aus zahlreichen Einzelblütchen von grünlichgelber bzw. gelblichweißer Farbe zusammensetzt. Ihr besonderes Gepräge erhält sie durch die als Wärmeschutz fungierende netzfaserige Umhüllung der fast walzenförmigen, an beiden Enden etwas verjüngten 3 bis 10 cm langen Zwiebeln, die „wie Härlein die Gestalt eines Panzers nachahmt, also dessen Signatur trägt“. „Aller mans harnisch wirt diß kraut genant / derhalben / daß wer es bei sich tregt / sol nit wundt geschlagen werden. Die wurzel ist bitter am geschmack / Warmer vnnd truckner natur. Die alten weiber brauchen diß kraut zu den zaubereien / sagen / wer die wurzel bei sich trage / sol vnverwundt bleiben. Sol auch die frucht fürdern den schwangern weibern / die wurzel angehenckt (A. Lonicerus, Kreuterbuch. Franckfort am Mayn. 1564). „Die Siegwurcz wird also geneit / diweil die Bergknappen sich derselbigen sehr gebrauchen / die Gespenst und böse Geister damit zu vertreiben / von welchen sie sehr angefochten werden. Die Bauren und Hirten lobens gar sehr wider alle schädliche Lufft und Bradem“ (J. Th. Tabernaemontanus. Kräuterbuch. Basel. 1731).

Hier wird Bezug genommen auf den Knoblauchgeruch der Pflanze, deren Gattungsbezeichnung „Allium“ sich vom lateinischen „halare“ — stark riechen, ableitet.

Wie bei der Mandragora diente auch ihr Wurzelstock als „Alraun“ (runa- Geflüster, Geheimnis), nachdem ihm künstliche Nachhilfe mehr oder minder das Aussehen einer menschlichen Gestalt gegeben hatte. Als Glücks-, Heck-, Heinzel- oder Galgenmännchen wurden sie zu hohem Preise an den Mann gebracht. So ist das noch heute in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrte Alraunmännchen Kaiser Rudolfs II. auch nichts anderes als ein künstlich präpariertes zweispaltiges Rhizom des Allermannharnisches. Um den Hals getragen machte es seinen glücklichen Besitzer nicht nur gefeit gegen Hieb und Stich, sondern es schützte ihn überhaupt gegen alle bösen Einflüsse. Nach der Zahl der netzfaserigen Hüllen sollten ihm 7 (9) Hämmer nichts anhaben können. Sieg im Spiel, in der Liebe und beim Raufen waren weitere begehrte Eigenschaften der Glücksmännlein, das in die Wiege der Kinder gelegt, diese vor den schlimmen Geistern (Alp) ebenso schützte wie das Vieh vor Verhexung, wenn man die Wurzeln kreuzweise unter der Stalltür vergrub oder über dieser annagelte. Auf diese Weise sahen sich auch die Diebe bei ihrem Vorhaben gebannt: brachte doch im Gegenteil die Allermannharnischwurzel Glück und Geld ins Haus. Um aber ganz sicher zu gehen, bedurfte sie der Gesellschaft der weiblichen Siegwurzel, der runden Knolle von *Gladiolus communis*. Als „Mann und Frau“ — „Er und Sie“ — zusammengebunden vermochte keine Zauberei oder Teufelsspuk dagegen aufzukommen. Männlein und Weiblein beim Geburtsakt in der rechten bzw. linken Hand gehalten sicherte eine leichte Geburt. Auch gegen Blutungen aus Wunden oder aus der Nase mußte man die Wurzel in der Hand halten,



Allermannharnisch (*Allium victorialis*).

wenn man es nicht vorzog, die blutenden Wunden mit der faserigen Hülle des Wurzelstockes, dessen Saft die Sennen schärfte, zu bedecken. Auf Grund seines geringen Gehaltes an ätherischem Knoblauchöl stand er ehemals als Mittel gegen Eingeweidewürmer sowie als wassertreibendes Mittel (Diureticum) in Verwendung. Des weiteren holte man ihn zu Hilfe gegen den Biß giftiger und anderer Tiere, bei Krampfstörungen, Zahnweh, Podagra, Kopfschmerzen und bei Tierkrankheiten.

Das Mädchen aber, das am Mariähimmelfahrtstage einen Allermannharnisch fand, kam nach dem Volksglauben sicherlich noch in demselben Jahre unter die Haube.

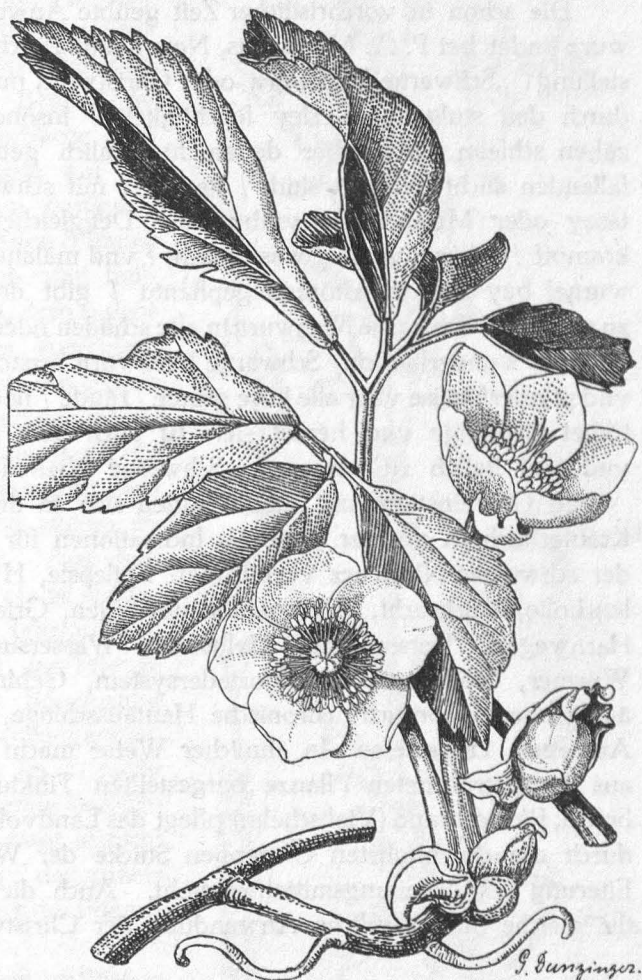
10. Schwarze Nieswurz — *Helleborus niger* L.

(Weihnachtsrose, Christblume, Christrose, Schneerose.)

„Wer große Wunder schauen will, der gang in grünen Wald ussi“ möchte man mit Tannhäuser beim Anblick der märchenhaften Pracht der Christrosenblüte im Berchtesgadener Land sagen. Jedenfalls zählt sie zu den nachhaltigsten botanischen Eindrücken, die man empfangen kann. Wer vermöchte ihr massenhaftes Vorkommen von der Talsohle bis zur Krummholzregion in den Gebirgswäldern der bayerischen Kalkalpen zwischen Salzach und Inn zu ergründen, nachdem sie in Vorarlberg gänzlich fehlt, in Tirol und in der Schweiz nur sehr selten gefunden wird. Die Beschränkung auf ein verhältnismäßig enges Gebiet ließ es notwendig erscheinen, sie in Bayern dem gesetzlichen Schutze zu unterstellen. Wunderbar wie ihre Massenentfaltung im Berchtesgadener Naturschutzgebiet, wo sich wie z. B. auf der Marxhöhe bei Maria Gern zur Osterzeit die stattlichen, porzellanweißen, schwach rosa überlaufenen Blüten an aufrechten, dicken, kahlen, oben mit 1 bis 3 grünen, schuppenförmigen Hochblättern versehenen Stielen zu Tausenden entfalten, ist auch der Wechsel der Blütenfarbe aus Weiß in Grün. Nachdem nämlich das schneeige Weiß der äußeren großen, unterhalb der zu kleinen Honigbehältern umgewandelten Kronenblätter stehenden Blätter seine Aufgabe der Anlockung der die Befruchtung herbeiführenden Insekten erfüllt hat, sind sowohl die kleinen Honigbehälter als auch die blendend weißen äußeren Blumenblätter überflüssig geworden. Während die Honigblätter alsbald abfallen, entwickelt sich in den Zellen der bleibenden weißen großen Blumenblätter nunmehr reichlich Chlorophyll. Das dadurch grün gewordene Blumenblatt hat damit die Aufgabe von Laubblättern übernommen. Ihre eigentlichen, grundständigen, lang gestielten, zum Schutze gegen die Kälte lederigen, glänzenden, dunkelgrünen fußförmigen, 7- bis 9teiligen Laubblätter mit schmal lanzettlichen, oberwärts stark gesägten Abschnitten entwickelt die ausdauernde, zu den Hahnenfußgewächsen-Ranunculaceen gehörige Nieswurz aus dem kräftigen, kurzen, reichlich bewurzelten Wurzelstock, dessen schwarzbraune Farbe die Veranlassung zu der Bezeich-

nung „schwarze“ Nieswurz gegeben hat. Als „weiße Nieswurz“ wird bekanntlich der Germer (*Veratrum album* L.) benannt. Weniger klar wie die Bezeichnung Nieswurz aus der zum Niesen reizenden Eigenschaft der gepulverten Wurzel liegt die Deutung des Gattungsnamens Helleborus, unter dem die Alten die Helleborus und Veratrum zusammengewürfelt hatten, zu Tage. Die einen wollen nämlich Helleborus von dem gleich-

namigen Flüßchen unweit der Stadt Antikyra bei Salona, die anderen aber vom griechischen *ello=wälze* und *bora=Speise* unter Bezugnahme auf die Abführwirkung der Pflanze, wiederum andere aber vom griechischen *helein=wegnehmen* und *bora=Speise* d. i. todbringende Speise oder von *ellos=schlecht* und *bora=Speise*, demnach schlechte Speise (Fraß) auf Grund des Giftcharakters der Pflanze ableiten. Dieser äußert sich durch Rötung und Blasenbildung auf der Haut durch die frische Wurzel, durch Schwindel, Erbrechen, Durchfall, Krämpfe und Lähmungen, die zum Tode führen können. Die Wirkung wird bedingt durch das Vorhandensein von zwei drastisch wirkenden Glykosiden von saponin-ähnlichem Charakter, dem Helleborin und dem Helle-



Christrose, Schneerose, schwarze Nieswurz (*Helleborus niger*).

borein, von denen das erstere auf das zentrale Nervensystem, das andere als starkes Herzgift im Sinne von Fingerhut (*Digitalis purpurea*) wirkt. Die Warnung, die schon H. Bock in seinem Kreuterbuch (Straßburg 1577) hinsichtlich des Gebrauches als Purgiermittel für notwendig hält, ist demnach durchaus gerechtfertigt. Lediglich als Kuriosum sei deshalb hier nach H. Marzell ein Zitat aus Brunschwygk (Destillirbuch 1551) angeführt: „Christwurtzel ist zu viel krankheiten gut / vnnd den Leib in gesunndtheit zu behalten / der allen

tage des morgens ein lot nüchtern trincket / wenn ich hab gesehen ein Mann / genannt Clauß Holandt zu Straßburg / von Hundert und dreißig Jaren / der pulvert das kraut on allen Zusatz / vnnd leget vonn dem Pulver einer Haselnuß groß auff die Handt / vnd lecket daruon / also blieb dieser in gesundtheit / biß auff die zeit seins natürlichen todts“.

Die schon in vorchristlicher Zeit geübte Anwendung der schwarzen Nieswurz findet bei P. A. Matthiolus, New-Kreuterbuch (Prag 1563), folgende Darstellung: „Schwartze Nießwurtz oder Christwurtz purgirt vnd treibt außgenglich durch den stulgang allerley feuchtigkeit / insonderheit aber die gallen vnd zähen schleim. Soll aber denen fürnemlich geben werden / die mit der fallenden sucht belestigt sindt / item die mit schwerer vnd vnnatürlicher fantasey oder Melancholey vmbgehen. Deßgleichen die mit dem Podagra / krampff / feber quartan / wassersucht / vnd malathey gekrencket sindt. Christwurtzel bey den weinstöcken gepflantz / gibt den wein ein angeborne art zu purgiren. Schwartze Nießwurtz in alte schäden oder rorlöcher gepuluert / reinigt dieselbe wunderbarlich. Schwartze Nießwurtz zerstoßen / mit essig vermischt / vnd pflasterweise vber alle böse grinde / räude / flechten / vnd malathey gelegt / tödtet dieselbige vnd heylet sie. Ist auch gutt / also genützt / zu etzen / vnd faul fleisch zu verzeren. Schwartze Nießwurtz tödtet auch die leuse.“

In Übereinstimmung damit finden sich in den von Leier geschriebenen Kräuterbüchern unserer Tage als Indikationen für den arzneilichen Gebrauch der schwarzen Nieswurz verzeichnet: Epilepsie, Hysterie, Hypochondrie, Melancholie, Bleichsucht, Menstruationsstörungen, Gries- und Steinbildung in den Harnwegen, Verstopfung, Gelbsucht, Wassersucht, Gicht, Rheumatismus, Würmer, Stockungen im Pfortadersystem, Gehirnhautentzündung, für den äußerlichen Gebrauch: chronische Hautausschläge, Flechten, Wundsein durch Aufliegen, Ungeziefer. In ähnlicher Weise macht die Homöopathie von der aus der getrockneten Pflanze hergestellten Tinktur Gebrauch. Gegen Milzbrand, Rauschbrand (Viehschelm) pflegt das Landvolk den erkrankten Schweinen durch die durchbohrten Ohrappen Stücke der Wurzel zu stecken, wodurch Eiterung als Ableitungsmittel entsteht. Auch diese Übung geht zurück auf die gleiche mittelalterliche Anwendung der Christwurz bei Pestbeulen.

11. Tausendguldenkraut — *Erythraea centaurium* Pers.

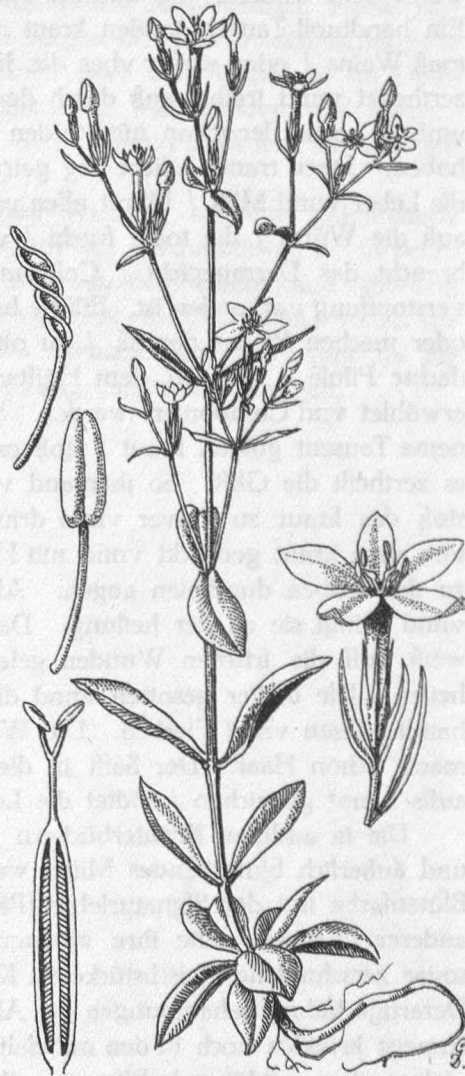
(Erdgalle, Fieberkraut, Aurin-Centaurium umbellatum Gil. Centaurium minus Mönch. Gentiana Centaurium L.).

An Wuchse klein und winzig, an Heilkräften riesig groß, begleitet den Bergsteiger von der Talsohle bis zu 1400 m Höhe das Tausendguldenkraut aus der Familie der Enziangewächse (Gentianeen), mit seinen in gabeligen Trugdolden stehenden rosaroten Blüten, die die Aufmerksamkeit des mit offenen Augen Wandernden im Juni bis September schon von weitem auf

sich ziehen. Im Norden wie im Süden auf Waldwiesen, Holzschlägen, sonnigen Triften und in Bergwäldern meist gesellig vorkommend, erreicht das ein- bis zweijährige Pflänzchen eine Höhe von 20 bis 35 cm. Aus einer Rosette grundständiger Blätter erhebt sich der aufrechte, vier- bis sechskantige, später hohl werdende, oben stark verästelte Stengel mit kreuzgegenständigen, sitzenden, kleinen, ganzrandigen, schmal-ovalen Blättern. Seiner botanischen Benennung „Erythraea“ liegt das griechische erythros (rot, rötlich) mit Bezug auf die Blütenfarbe zugrunde. Den Zunamen „Centaurium“ leiteten die Alten (Plinius) vom Namen des pflanzen- und heilkundigen Zentauren Chiron, dem sagenhaften Lehrer des Herakles, Aeskulap, Jason, Achilles u. a. ab. Erst dem späten Mittelalter war es vorbehalten geblieben, sich in spitzfindigen Deutungen, die centaurium in Zusammenhang mit centum — lat. = hundert und aurum = Gold bringen, zu ergeben. Aus dem „Hundertguldenkraut“ ist etwas später, aber auch bereits im 15. Jahrhundert, die heutige, den Heilwert der Pflanze überschwenglich preisende Benennung „Tausendguldenkraut“ hervorgegangen. Die sich schon bei Plinius im 1. nachchristl. Jahrhundert vorfindende Bezeichnung fel terrae-Erdgalle nimmt in nicht mißzuverstehender Weise auf den außerordentlich bitteren Geschmack der Pflanze Bezug.

Der medizinische Gebrauch der Pflanze läßt sich über die botanischen Werke des Mittelalters, über Dioskorides und Plinius, auf die sich diese stützen, bis zu den Hippokratikern, einer Familie von Ärzten des gleichen Namens im 5. und 4. vorchristlichen Jahrhundert, zurückverfolgen.

Als Textprobe für die mittelalterliche Bewertung des Tausendguldenkrautes möge hier wieder Hieronymus Bock in seinem im Jahre 1577 zu Straßburg



Tausendguldenkraut (*Erythraea centaurium*).

- a) Blütenlängsschnitt.
- b) Staubblatt mit geschlossenen Pollenfächern.
- c) Staubblatt mit geöffneten Pollenfächern.

erschienenen Kreuterbuch zum Worte kommen: „Das bitter Tausend gulden kreutlein ist hefftig im brauch vnnd nit vnbillich / dann es zertheilet vnd füret auß die grobe Flegmatische vnd Cholerische feuchtigkeiße / von natur warm vnd trucken. Ist köstlich inn leib vnd auch Eueßerlich zubrauchen. Ein handtuoll Tausent gulden kraut mit den blumen / in einer guten halben maß Weins / oder waßer vber das halb theil eingesotten / vnd getruncken / zertheilet vnnd treibet auß durch den stulgang die zähe magen Gallen. Darumb ist soche decoction nützlich den Gälsüchtigen / vnd denē so stäts Febres haben. Diser tranck etliche tag getruncken morgens vnnd abends / eröffnet die Leber vnnd Milß / führet allen vnrhat auß dem Leib / tödtet vnnd treibet auß die Würm / die todte frucht / vnnd Frawen blödigkeit. Stillet also gebraucht das Darmgechicht / Colicam vnnd andere Bauchwehe / wann kein verstopffung vorhanden ist. Etliche brauchen das puluer vom kraut mit Wein / oder machen Pilulas darauß / zu obgechribenen prestē. Vnnd mögen gedachte Pilulē / wol zu dem Hüfftwehe / glyder schmerzē vnnd Podagra erwöhlet vnd Componiert werden. So jhemand giff gedruncken hette / der neme Tausent gulden kraut / stoß es zu puluer inn Essig vnd drinck davon / es zertheilt die Giff. So jhemand von Schlangen gebissen were / der zerstoß das kraut zu Pulver vnnd drincks inn Wein / er geneuße. Der safft von dem kraut gedruckt vnnd mit Honig vermendet / ist ein edel Collyrium zu den trüben dunkelen augen. Alte schäden darmit gewäschē / reiniget vnnd bringt sie zu der heilung. Das kraut grün zerstoßen / vnnd pflasters weiß auff die frischen Wunden gelegt / hefft sie zusammen das sie gar bald heilen. Die bletter gesotten vnnd die haut damit geweschen benimpt allerhandt Masen vnnd Flecken. Die Weiber siedens inn der Laugen / dann es macht schön Haar. Der Safft in die Ohren gedropfft / tödtet die Würm / auffß haupt gestrichen / tödtet die Leuß“.

Die in anderen Kräuterbüchern stark betonte Verwendung als innerlich und äußerlich blutstillendes Mittel weist auf einen Zusammenhang der roten Blütenfarbe mit der Signaturlehre (Paracelsus) hin. Gleichwie bei einer Reihe anderer Pflanzen sollte ihre zusammenziehende Kraft so groß sein, daß sie sogar zerschnittene Fleischstücke im Kochtopfe wieder zusammenwachsen ließ. Derartige kühne Behauptungen der Alten wurden im blinden Autoritätsglauben zumeist kritiklos noch in den mittelalterlichen Kräuterbüchern wiederholt. Wie viele andere rotblühende Pflanzen gilt auch das Tausendguldenkraut im Volksglauben als antidämonisches Kraut, das vor Verzauberung schützt, Unwetter abwehrt und im Geldbeutel getragen, das Geld nicht ausgehen läßt. Mit Bibernel, Tormentill u. a. Kräutern soll es zu Pestzeiten durch einen Vogel als Universalmittel der leidenden Menschheit verkündet worden sein.

Zeitgenössische Kräuterbücher empfehlen das Tausendguldenkraut als eine Art Wundermittel bei: Magenleiden aller Art, mangelnder Menstruation, Hämorrhoiden, fieberhaften Zustände infolge allgemeiner Schwäche, Blutarmut,

Blutwallungen, Verstopfung, Gicht, Rheumatismus, Wassersucht, Skorbut, Skrofulose, Gelbsucht, Leber- und Nierenleiden, Gallensteinen, Zuckerkrankheit, Tollwut, chronischen Hautausschlägen, Flechten, Grind, schlecht heilenden, eiterigen Wunden, Eingeweidewürmern, Blutspeien, Augenleiden. Selbst Hysterie und Hypochondrie wird dabei nicht vergessen. Von medizinischer Seite wird Tausendguldenkraut, das als Bittermittel noch der Aufnahme im Deutschen Arzneibuche gewürdigt ist, empfohlen bei Magenleiden und Magenschwäche während der Wiedergenesung nach schweren akuten Krankheiten und bei kraftloser Körperverfassung.

Als chemische, an der therapeutischen Wirkung beteiligte Inhaltsstoffe kommen in Betracht zwei Glykoside, nämlich das geschmacklose Erythrocentaurin und das bitterschmeckende Erytaurin neben dem eigentlichen Bitterstoff Erythramarin. Nach nicht unwidersprochen gebliebener Auffassung sollen die Bitterstoffdrogen neben einer Hebung des darniederliegenden Appetites die Magenschleimhaut zu vermehrter Absonderung (Sekretion) anregen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen](#)

Jahr/Year: 1930

Band/Volume: [2_1930](#)

Autor(en)/Author(s): Kroeber Ludwig

Artikel/Article: [Alpenpflanzen in der Volksheilkunde. Zirbel-Kiefer, Zirbe, Arve 44-57](#)